



ROMAN

LISA

DIE QUENTIN
BERNSTEIN
FISCHERIN

RL

Über das Buch

**Da waren nur noch sie beide, ihre erschöpft schlagende
n Herzen, das Meer, das sie trug, die Bucht,
die sie umarmte.**

Tagsüber taucht Julika als Bernsteinforscherin in längst vergangene Welten ein, die sich ihr unter dem Mikroskop eröffnen – Farne, Echsen, alles Leben, das vor Millionen von Jahren vom Harz der Urzeitwälder eingeschlossen wurde.

Am Abend, bei der Pflege ihrer kranken Mutter, steht ihr eigenes Leben still. Bis Julika in einem Bernstein einen außergewöhnlichen Fund macht, der sie an die Ostsee führt, zu Ebba, einer Frau, die immer ihren eigenen Weg gesucht hat. An der Steilküste, hoch oben über dem Meer, erfährt Julika dann von einer Liebe, die Jahrzehnte, Stürme, Schicksalsschläge überdauerte und die ihr den Mut gibt, an einen Neuanfang zu glauben.

Ein so poetischer wie kraftvoller Roman über zwei Frauen und ihre Suche nach innerer Freiheit.

Über Lisa Quentin

Lisa Quentin, Jahrgang 1985, hat Germanistik und Psychologie in Freiburg studiert und zehn Jahre lang als Werbetexterin und Online-Redakteurin gearbeitet, bis sie das Schreiben zu ihrem Beruf machte. Zusammen mit ihrem Mann und ihren drei Kindern lebt sie in Lübeck. Als sie zufällig vom Beruf des Bernsteinfischers erfuhr, war sie fasziniert und begann die schillernde, häufig sagenumwobene Kulturgeschichte des fossilen Harzes zu recherchieren. Seitdem hat sie der Bernstein, der so viel über die Urgeschichte der Erde zu erzählen vermag, nicht mehr losgelassen.

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

Prolog

Die Eidechse

Ebba — Ostpreußische Bernsteinküste, 1943

70 mg Sertralin

Ebba — Ostpreußische Bernsteinküste, 1943

Hautflügler

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1948

Atmen!

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1954

Die fünfte Phase

Ebba — Hemmelsdorfer See, 1960

Du machst echt aus allem ein Drama

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1960

Trennungsstress

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1961

Hier bin ich

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1962

Steilküste

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1962

Bingo!

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1962

Nichts weniger als die Erdgeschichte

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1962

Mosaik

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1966

Blaue Erde

Ebba — Brodtener Steilufer, 1970

Die Modd

Ebba — Brodtener Steilküste, 1970

Wellen, Wogen und Weite

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1974

Peaceful Piano

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1974

Schulter an Schulter

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1983

In Regenbogenfarben

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 1984

Ich muss das nicht

Ebba — Brodtener Steilufer, 2001

Hochachtungsvoll

Ebba — Brodtener Steilufer, 2013

Ein einzelner Pantoffel

Ebba — Brodtener Steilufer, 2019

In jedem Anfang liegt die Ewigkeit

Ebba — Niendorf an der Ostsee, 2025

Anmerkungen

Dank

Impressum

Für meine Schwester

Prolog

Noch im Dunkeln war sie aufgebrochen und langsam die schlafenden Straßen zum Strand hinuntergegangen. Vorbei an kleinen Backsteinhäusern, den Souvenirgeschäften und Imbissen, den geschlossenen Hotels und Apartmentanlagen, die noch vom letzten Sommer träumten. Ihr Atem stand in der feuchten Winterluft, und bevor sie das Meer sehen konnte, roch sie es. Dicht und salzig, in der Dunkelheit intensiver als am Tag. Ebba fror und ging weiter. Die Kälte und die See, die Finsternis und die Stille, die Sehnsucht und die Wellen, alles gehörte zusammen.

Seit Beginn des Winters wachte sie wieder zu den alten Zeiten auf. Frühe Zeiten waren das, Bernsteinfischerzeiten. In Wogoro waren sie immer die Ersten am Strand gewesen. Mit ihren Keschern hatten sie in die tosenden Wellen des aufgebracht Meeres gestochen, um die schwebenden Steine einzufangen. Den Flutsaum durchkämmt, wenn der Tag noch fahlgrau war, und mit scharfem Blick und tauben Fingern zwischen Algen und Rollholz nach Bernstein gesucht. Obwohl ein ganzes Leben dazwischenlag, fühlte es sich an, als wäre es gestern gewesen.

Ebba folgte dem Raunen des Meeres den kleinen Strandweg hinab, durch die Dünen, schlafwandlerisch fand

sie den Weg bis zur Wasserkante und hinterließ dabei Abdrücke auf dem festen, feuchten Sand. Immer zwei Schritte, dann ein münzgroßes Loch, wo sich ihr Stock in den Sand gebohrt hatte. Und erst als sie ganz vorn ankam, ihre Schuhe fast das Wasser berührten, ließ der Sog nach, der sie aus dem Bett gezogen, durch die Straßen getrieben und hierhergebracht hatte. Vor ihr nur Weite aus Himmel und Meer, und sie wurde ganz ruhig. Träge schwappte das Wasser zu ihren Füßen. Zog sich zurück und hinterließ ein blasiges Knistern, ein müdes Flüstern.

Er würde zurückkommen. Sie musste nur warten, alle Gedanken verscheuchen, die nicht Vertrauen, Demut, Liebe waren, und würde so auch einen weiteren Tag überstehen. Einen weiteren Winter. Und wenn es sein musste, ein weiteres Jahr. Sie würde hierbleiben und alles bewahren. Jede noch so kleine Erinnerung festhalten. Das Gefühl seiner rauen Wange in ihrer Hand am Morgen. Das Graublau seiner Augen, wenn sie vor ihm stand. Wie er auch nach Jahrzehnten immer noch sprach wie damals, sein melodischer Tonfall, die lang gezogenen Vokale.

Er war fort, aber die Erinnerungen waren geblieben. Und es war an Ebba, sie zu beschützen. Mit jedem Tag wurde es anstrengender, dagegenzuhalten. Das Vergessen war eine mächtige Kraft. Murrend wiederholte sie nun Namen, Daten und Orte. Zwang sich zur Präzision. Bedeutendes und Unbedeutendes, Mosaiksteine ihres gemeinsamen

Lebens. Es tat weh und war schön. Auch das gehörte zusammen, das Glück und der Schmerz.

Langsam setzte sich der Himmel vom Wasser ab, und Ebba erkannte die Steinbuhnen, die wie gierige Finger nach ihm griffen. Ganz im Osten die Steilküste, die sich trotzig in den dunklen Himmel schob, zwischen schmale schiefergraue Wolkenbänder empor. Das Meer war an diesem Morgen eine silbrige Fläche aus flüssigem Blei. Von einem Meer wie diesem konnte man keine Geschenke erwarten. Nur Urlaubern gefiel es, wenn sich die Ostsee wie ein gezähmtes Wildtier ergab, sich kraftlos in die Bucht schmiegte.

Doch Ebba wusste es besser. Ihr ganzes Leben hatte sie am Baltischen Meer verbracht. Sie kannte seine Beständigkeit und seine Launen. Sie wusste, welche Schätze es barg und welche Kräfte sich unter der Stille versteckten. Sie hatte gelernt, wie großzügig es sein konnte und wie grausam.

Schnell wurde es nun heller, auch wenn das Wasser wohl den ganzen Tag grau bleiben würde. Als die ersten Spaziergänger mit ihren Hunden auftauchten, gefolgt von den Frühsportlern, die mit müden Augen und geröteten Wangen den Strand entlanghetzten, war es für Ebba Zeit zu gehen. Nur in der Einsamkeit war es ihr Meer, das sie tröstete, ihre Gedanken ordnete und den Schmerz ebnete.

Sie folgte ihren eigenen Spuren über den kargen Sand, langsam, Schritt für Schritt und fest entschlossen, auch an diesem Tag zu bewahren, was sie vor langer Zeit verloren hatte.

Die Eidechse

Drückende Schwüle und ein Wald von so dichtem Grün, dass der Himmel nur eine Ahnung ist. Die Hitze tropft von den Blättern, es raschelt, es rauscht, es summt, es zirpt und knackt. Eine Eidechse, die langsam den moosigen Stamm eines Nadelbaums emporkriecht. Plötzlich hält sie inne. Verharret regungslos. Ein vogelartiges Wesen, groß wie ein Geier, erhebt sich schwerfällig aus dem Geäst, sein langer, knochiger Schwanz peitscht gegen den Baum, und sein Schrei dringt durch die dichte Luft des Waldes. Die Eidechse rührt sich nicht, bleibt unsichtbar auf dem graubraunen Untergrund, wartet, bis das Tier verschwunden ist.

Und während ihr Reptiliengehirn noch sendet, die Gefahr sei vorbei, rollt die eigentliche Katastrophe auf sie zu: Harz. Eine Menge Harz, das zähträge den Baumstamm hinunterrinnt. Bevor die Echse ausweichen kann, umschließt es auch schon ihre Krallenfüße und klebt sie an den Baumstamm. Sie versucht zu entkommen, windet sich, doch nur Sekunden später ist auch ihr flacher, schmaler Kopf vom Harz umschlossen, die dickflüssige Masse dringt in ihr Maul, in die Nasenlöcher, in die Augen. Die Schuppen ihres kleinen Körpers werden versiegelt.

Ein schneller Tod, denke ich. Und auch ein willkürlicher. Zur falschen Zeit am falschen Ort. Nur ein paar Zentimeter weiter rechts oder links, und die Eidechse hätte vermutlich überlebt. Sie hätte ihr kleines Leben fortführen können. Wäre vielleicht irgendwann eines natürlichen Echsentodes gestorben. *Konjunktiv II*, da ist er wieder. Ich seufze, strecke mich kurz und lasse meine steifen Schultern kreisen. Wäre, hätte, würde, könnte. Illusionen, Möglichkeiten und Optionen der Vergangenheit. *Schluss jetzt, Julika*, sage ich mir und konzentriere mich wieder auf das, was vor mir liegt. Denn die Geschichte dieses Todeskampfes ist noch nicht vorbei – Vorhang auf zum zweiten Akt: Am Hals der Echse bleibt ein kleines Stück vom Harz unbedeckt, und als kurze Zeit später die Verwesung einsetzt, beschleunigt durch hohe Temperaturen und Feuchtigkeit, werden die ersten Aasfliegen angelockt. Sie tun sich gerade am Echsenkadaver gütlich, als eine neue Harzwelle heranrollt. Die Echse ist zur Aasfresserfalle geworden, die nekrophagen Fliegen sterben kurz nach ihr, werden ebenfalls bei lebendigem Leib begraben.

So weit, so normal. Wildnis eben. Es wird gejagt und getötet, gefressen und verdaut. Ich beobachte eine Szene, wie sie sich ständig irgendwo in der Natur abspielt. Doch diese hier hat vor 99 Millionen Jahren sattgefunden, rund 10.000 Kilometer entfernt. Dort, wo heute Myanmar ist.

Das Harz ist zu Bernstein geworden. Einem riesigen Brocken goldgelben Bernsteins, der diese Situation festgehalten und die Echse sowie die Fliegen eingeschlossen hat und sie zu Inkluden werden ließ. In den Bernsteinwäldern der Kreidezeit und des Paläogens wuchsen mächtige Nadelbäume, die große Mengen Harz abgaben. 99 Millionen Jahre hat der Echsen-Bernstein überdauert, während sich um ihn herum Erdplatten verschoben haben, neue Kontinente bildeten, es zu einem Massensterben kam, Eiszeiten über die Erde hereinbrachen und sich unzählige neue Arten ausbildeten. 99 Millionen Jahre! Bis ein Bergarbeiter in Myanmar den Stein in einer Mine fand. Ungläubig und doch unwissend, um welche Sensation es sich hierbei handelt. Auf den verschlungenen Wegen unserer globalisierten Welt fand das fossile Harz mit seinen Inkluden dann nach Deutschland, wo es schließlich in unserem Institut landete und ein internationales Forschungsteam bestehend aus fünf renommierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sehr, sehr glücklich macht.

Ich gehöre nicht zu den Big Five. Ich bin die Fünfeinhalb, eine unwichtige Doktorandin, die sich dankbar schätzt, hinter den Koryphäen aufräumen zu dürfen, und so die einmalige Chance bekommt, dem Stein ganz nah zu sein. Vorsichtig drehe ich ihn in meinen Händen und versuche, noch mehr von der Echse zu erkennen.

Die anderen sind schon vor Stunden gegangen. Ein Abendessen für meinen Doktorvater und seine vier Kollegen, auf Einladung des Institutsleiters. Ihre gemeinsame Zeit hier in Frankfurt neigt sich dem Ende entgegen, bald sind sie wieder in alle Winde zerstreut, zurück an ihren Heimatuniversitäten – Barcelona, Oxford und Yangon sowie am Natural History Museum in Los Angeles. Die Namen der fernen Orte hallen in meinem Kopf wider, und sofort sehe ich alte Gemäuer und enge Gassen, spüre Sonne auf meiner wintermüden Haut, rieche fremde Gewürze und fühle mich aufatmen. All diese Möglichkeiten, all diese Leben.

Schluss jetzt, Julika, sage ich mir wieder, diesmal ein bisschen strenger. Ich nehme meinen Blick von der Echse und schaue auf. In den schwarzen, vom Winterregen gesprenkelten Laborfenstern spiegeln sich die hohen Schränke wider, in denen sich unsere Proben befinden, die langen Arbeitstische mit den Mikroskopen, Schleif- und Poliermaschinen. Ich bin lieber hier als in einem schicken Restaurant, hätte man mich eingeladen, ich hätte eine Ausrede erfunden. Es ist die letzte Gelegenheit für mich, diesen faszinierenden Stein zu untersuchen, und der Abend hat etwas Magisches – im wörtlichen Sinne. Ich trage weiße Handschuhe und halte etwas, das einem Wunder gleicht. Wieder bekomme ich eine Gänsehaut, so cool ist das. Dieser Bernstein konserviert nicht nur einzelne

Lebensformen, er hält sogar die Beziehung zwischen ihnen fest. Was ich hier vor mir habe, ist nichts weniger als ein Urzeit-Schnappschuss in 3D! Die Hitze des Waldes, sein Geruch, seine Geräusche – für mich konserviert Bernstein so viel mehr als tote Organismen. Ich halte 99 Millionen Jahre Erdgeschichte in den Händen.

Bernsteinforschende müssen genau beobachten. Erfassen, was da ist, erkennen, was fehlt. Und daraus Schlüsse ziehen. In diesem Fall sind es die Ameisen. Heute die effektive Abfallwirtschaft des Waldes. In unserem Urzeitszenario – Fehlanzeige. Der Rückschluss meines Doktorvaters Professor Dr. Sedlmaier: Ameisen müssen erst später zu Aasfressern geworden sein.

Ich schaue zur schmucklosen Uhr über der Tür und seufze. Kurz vor neun, ich könnte noch Stunden weiterarbeiten. Mein Job ist großartig – den ganzen Tag spiele ich Steinzeit-Insekten-Memory, um für meine Dissertation zu beweisen, dass zwei unterschiedliche Bernsteinvorkommen gleichen Ursprungs sind. Finde ich in den verschiedenen Vorkommen dieselben Insektenarten, stützt das meine These.

Aber ich muss los, nach Hause. Behutsam lege ich den Stein in seinen lichtdichten Behälter, bei exakt 18 Grad und 50% Luftfeuchtigkeit ist er vor Umwelteinflüssen geschützt.

Ich schlüpfe aus dem Laborkittel, stelle sicher, dass alle Geräte ausgeschaltet sind, drehe die Heizung runter und schalte das Deckenlicht aus. Im Flur bleibt die Notbeleuchtung an, meine Turnschuhe quietschen auf dem Linoleumboden, ich mag das Geräusch.

Kaum stehe ich auf den Stufen vor dem altehrwürdigen Institutsgebäude, schlägt mir eine feuchte Böe ins Gesicht. Dieser Februar ist fies. Ich schließe meine Jacke und schultere meinen Rucksack. Das Fahrradschloss macht Probleme, der Schlüssel hakt, und augenblicklich sind meine Finger eiskalt. Mit dem Ärmel wische ich über den schmalen Sattel meines Rennrads. Ich schwing mich auf und setze meine Ballen auf die Pedale. Von null auf hundert jagt mein Puls in die Höhe. Kalte Luft wie Schmirgelpapier auf Stirn und Wangen, meine Lunge brennt, meine Fingerspitzen und Zehen kribbeln, aber ich trete immer schneller. Wo es geht, fahre ich auf der Straße, nicht auf dem Radweg. Ich trage keinen Helm, und wenn die Kreuzung frei ist, rase ich über rot. Mein Rennrad ist älter als ich, seine Reifen so dünn, dass sie nichts verzeihen. Alles daran ist leichtsinnig, aber ich kann nicht anders, ich brauche das.

Die Hochhäuser der Innenstadt verschwinden hinter mir, und unsere Siedlung kommt in Sicht. Fünf Kolonnen baugleicher Reihenhäuser aus den Neunzigern, mit Gärten so groß wie Fußabtreter, alles noch gepflegt, aber bereits

sichtbar in die Jahre gekommen. Wir wohnen in der dritten Reihe, in Haus acht von dreizehn. Eine Wabe zwischen vielen. Hier bin ich aufgewachsen, hier war ich glücklich.

Bei der Bushaltestelle bremse ich scharf und steige ab. Das Schloss klickt laut in der nachtstillen Straße. Etwas abseits der Haltestelle warte ich. Erst als ich in der Ferne die Lichter des Busses sehe, laufe ich los. Es fällt mir schwer, langsam zu gehen, aber ich muss, mein Körper verrät mich sonst.

Durch die immergrünen Zweige des Buchsbaums, der das Küchenfenster verdeckt, und die Glaseinsätze der Eingangstür sehe ich, dass bei uns im Erdgeschoss noch Licht brennt. Man kann durch unser Haus hindurchgucken, zur Eingangstür rein, zum Wohnzimmerfenster raus, bis zu den Nachbarn sind wir durchsichtig.

Wahrscheinlich schauen meine Eltern im Wohnzimmer noch fern. Mama auf dem Sofa unter ihrer hellblauen Wolldecke, Papa auf seinem Sessel, leise schnarchend. So kenne ich es, seit ich ein kleines Mädchen war.

Ich halte kurz inne und öffne die Tür. Bereit, meinen Platz einzunehmen und selbst zur Inkluse zu werden.

Ebba

Ostpreußische Bernsteinküste, 1943

Der Sturm war am späten Abend aufgezogen und tobte seit Stunden um die kleine Fischerhütte. Ebba lauschte dem Donnern der Wellen und dem Regen, der böig auf das Reetdach peitschte. An Schlaf war nicht zu denken. Unruhig drehte sie sich auf der schmalen Holzbank hin und her, immer wieder schreckte sie hoch – *jetzt geht es los, jetzt brechen wir auf*. Doch aus dem Schlafzimmer ihrer Eltern war nur das schwere, gleichmäßige Atmen ihres Vaters zu hören – Bernsteinfischer schlafen gut in stürmischen Nächten.

Es war der bislang stärkste Wintersturm, und Ebba wollte ihren Vater am nächsten Morgen unbedingt zum Strand begleiten. Ihrer Mutter gefiel es nicht, wenn sie mit den Männern rausging. Sie würde verlangen, dass der Vater lautlos aufbrach, um sich Ebbas Bitten und Betteln zu ersparen. Die Mädchen an der Küste des Samlands sollten Bernsteinschnitzerinnen werden oder Dreherinnen. Am Strand und auf der See hatten sie nichts verloren. Doch Ebba war mit Salzwasser in den Adern auf die Welt gekommen. Solche Kinder hatte es hier schon immer gegeben. Kinder, deren Herzen im Takt der Wellen

schlugen. Die sich erst beruhigten, wenn sie draußen waren. Die nicht von Muttermilch genährt wurden, sondern von Wind und Wogen, dem Geruch nach Tang und dem Salz auf ihren Lippen. Die sich im Schoß der Gezeiten geborgener fühlten als in einer warmen Hütte. Und deren Blick am Strand nie rastlos war, sondern immer auf der Suche nach einem weiteren Stein.

Ebba war jetzt acht, glaubte den Bernsteinsagen schon lange nicht mehr und hatte gelernt, wie alles zusammenhing: Wie der Wind die See aufpeitschte und riesige Wellen auftürmte, die den Meeresboden umpflügten und freisetzten, was vor Jahrmillionen als Baumharz versunken war. Die Tränen der Götter, Amber, das Gold der Ostsee – Bernstein hatte viele Namen. Im kalten Wasser trieb das leichte Harz auf dem salzigen Wasser, weshalb die Winterstürme besonders ergiebig waren. Und ein geübter Blick fand die hellbraunen Steine, die zwischen den dunklen Wellen und der weißen Gischt aufblitzen. Aber man musste früh draußen sein, bevor sich das Meer beruhigte und die kostbaren Steine wieder in die Tiefen hinabsanken.

Seit Hunderten von Jahren waren die Menschen hier im Samland ins Meer gegangen und hatten ihm seine schönsten Steine abgetrotzt. Generation um Generation war das alte Wissen weitergegeben worden. Bereits in der Frühzeit war Ebbas Heimat für ihren Bernstein bekannt,

und im Mittelalter und in der Renaissance florierte der Handel mit Samländer Bernstein, der aufgrund seiner Reinheit und Vielfalt besonders begehrt war. Unvergessen war jene Sturmnacht von 1862, die sich in das Gedächtnis aller Bernsteinfischer eingeprägt hatte wie die Geburtstage ihrer Kinder. Allein in der Nähe von Palmnicken waren damals 40 Zentner Bernstein an den Strand gespült worden.

~ ~ ~

»Aufstehen«, hörte Ebba die Stimme ihres Vaters. Sanft rüttelte er an ihrer Schulter.

Sofort setzte sie sich auf und rieb sich die Augen. War sie doch eingeschlafen? Ihr Vater war bereits angezogen, die Öllampe auf dem Tisch flackerte, und ihre Mutter kniete vor dem kleinen Ofen. Vida legte Holz nach und stocherte in der Glut, um das Feuer zu entfachen. Doch weil der Sturm in den Schornstein drückte, zog der Rauch nicht ab, und Ebba musste ein Husten unterdrücken. Bloß nicht! Das kleinste Hüsteln oder Schniefen würde ihrer Mutter als Beweis dienen, dass es viel zu kalt draußen war und sich das Mädchen nur den Tod holen würde.

Ebba beeilte sich, in ihre Wollsachen zu kommen, noch schlaftrunken und ein bisschen wackelig auf den Beinen. Doch kaum hatte sie sich einsilbig von der Mutter

verabschiedet und stand vor der Hütte, war sie wach. Es war stockdunkle Nacht, noch immer brandeten die Wellen wütend gegen das Ufer, und der Wind schickte kalte Böen über die See. Wortlos griff der Vater mit der einen Hand nach seinem Kescher und den Holzeimern. Mit der anderen nahm er ihre. Wo er einen Schritt machte, brauchte Ebba zwei, aber sie ließ sich nicht zurückfallen, wollte auch heute beweisen, dass sie der Aufgabe und seines Vertrauens würdig war.

Ebba war groß für ihr Alter, reichte dem Vater schon fast bis zur Brust. Auch etwas, was der Mutter nicht gefiel. Sie wollte ein *Marjellchen* haben, mit seidigen Zöpfen und einem liebreizenden Lächeln. Und hatte dann Ebba bekommen, die das Wilde liebte, so eigenwillig aussah mit ihren großen grünen Augen, fisseligen Haaren – nicht mal richtig blond –, und die mit ihren langen, dünnen Beinen ganz eigene Wege beschritt.

»Du suchst hier«, sagte der Vater.

Sie waren am Strand angekommen, und er wies mit seinen Armen ein Areal aus, das vom Anleger ihres Fischerboots bis zur kleinen Steinmole reichte. »Siehst du, wie die Wellen hier brechen?«

»Und der Wind kommt von Nordost«, ergänzte Ebba.

»Beste Bedingungen.«

Kasimir Winterkorn war ein großer, kräftiger, von Wind und Wetter gegerbter Mann, Fischer in vierter Generation,

der die See lesen konnte wie kein anderer.

»Ich gehe drüben rein.« Er deutete in die entgegengesetzte Richtung. »Du suchst den Spülsaum ab und schaust, was angeschwemmt wurde«, wies er Ebba an. »Aber mindestens fünf Fuß Abstand zum Wasser.«

Ebba konnte schwimmen, aber im Winter war die See gefährlich. Selbst im Flachen drohten tückische Unterströmungen, die einen hinausziehen konnten. Erst vor ein paar Wochen hatte es einen erfahrenen Fischer aus dem Nachbardorf erwischt. Vielleicht würde man ihn irgendwann finden, vielleicht blieb er für immer verschwunden.

Ebba nickte, sehnte sich aber danach, selbst ins Meer gehen zu dürfen. Sie hatte ihren Vater unzählige Male beobachtet, wie er mit seinem Kescher aus Netz und Holz in die Wellen stach und Treibholz, Sand und Algen schöpfte. Jeder Fang wog schwer, Knochenarbeit war das, aber es lohnte sich. Das, was sie nach Winterstürmen wie diesem am Strand fanden, brachte weit mehr ein als die Fischerei.

Früher hatte die Manufaktur Schmuck, Briefbeschwerer und Zigarrenspitzen daraus hergestellt. Heute nutzten sie ihn für die Herstellung von Lacken und Kunststoffen, um daraus Kriegsgerät herzustellen. Und jedes Mal, wenn sie ihre gefüllten Eimer beim Bezirkskontrolleur abgaben, die Steine kollernd in die Schütte fielen, gewogen und nach

Listenpreis bezahlt wurden, hätte Ebba aufheulen können. All diese wunderschönen Bernsteine waren verloren. Sie würden sie zerstören. Einschmelzen, gleichmachen. Egal wie besonders der Fund war, ob er einen Einschluss enthielt oder nicht, ob er fast durchsichtig oder dunkel war wie Brack, ob er zapfen-, tropfen- oder schraubenförmig war – am Ende gab es nur noch eine zähe Masse, die sie für ihre Zwecke nutzten. Von dem Wesen der Steine verstanden die Männer nichts.

~ ~ ~

Es kam Ebba so vor, als suche sie den Strand schon seit Stunden ab. Hoch konzentriert, ihren Blick im Flutsaum versenkt, durchkämmte sie Zentimeter für Zentimeter. Doch statt der erhofften Schätze hatte sie bislang nur unbedeutend kleine Steine gefunden, kaum der Mühe wert, sich nach ihnen zu bücken. Kleine *Knochen* und *Bastarde*, so nannte man diese Steine, deren Trübung sie weniger wertvoll machten.

»*Bäter e Luus im Komst als goar keen Fleesch* – besser eine Laus im Kohl als gar kein Fleisch«, würde ihre Mutter sagen, schließlich bekamen sie dafür gutes Geld.

Aber Ebba wollte mehr. Sie stemmte ihre Hände in die Hüfte und hielt mit frustriertem Seufzer inne. So wurde das nichts. Sie musste näher ans Wasser, näher an die Wellen,

dort waren die guten Steine. Es dämmerte bereits, und der Strand füllte sich allmählich, immer mehr Fischer zog es aus ihren warmen Betten in die eisige Kälte. Bald würden sie sich hier auf die Füße treten, und es würde immer unwahrscheinlicher, einen guten Fund zu machen.

Sie sah sich um und überlegte. Ihr Vater war nur noch ein kleiner Punkt in der Ferne. Und sie wollte ja nicht ins Wasser gehen, nur *ans* Wasser, das war schließlich nicht verboten. Dort, wo das Meer an den Strand brandete, hatten sich an manchen Stellen Teppiche aus Seegras, Treibholz und Algen gebildet. Natürlich war die Gefahr hier größer, sich nasse Füße zu holen, aber für einen guten Fund musste man doch wenigstens ein kleines Risiko eingehen.

Ebba näherte sich dem Meer wie einem wilden Tier, langsam und beobachtend. Dann stand sie lange nur da und starrte auf die tanzenden Algen. Ihr Atmen nahm den Rhythmus der Wellen an, ihr Blick verlor sich im dunklen Wasser, und sie wurde eins mit der See. Der Wind zerrte an ihrer Mütze, Kälte brannte auf ihrer Haut, doch sie blieb stehen. Regungslos, entschlossen und mit einer Beharrlichkeit, die größer war als die See selbst. Man konnte vom Meer nichts fordern, man musste warten, bis es aus freien Stücken gab.

Und dann entdeckte sie ihn. Ohne zu zögern, machte Ebba den entscheidenden Schritt ins Wasser. Und schon als

sie nach dem Stein griff, den sie zwischen dem schwebenden Gestrüpp aus Seegras und Algen erspäht hatte, ahnte sie, dass sie einen außergewöhnlichen Fund gemacht hatte. Mit nassen Stiefeln trat sie zurück, und die Kälte schoss ihr augenblicklich bis ins Mark. Der Stein wog leichter in ihrer Hand, als seine Größe es vermuten ließ. Ein gutes Zeichen. Ebba klopfte ihn behutsam gegen ihre Schneidezähne, so wie ihr Vater es ihr gezeigt hatte. Der weiche, dumpfe Ton gab ihr die letzte Gewissheit – Bernstein.

Und was für einer! Klargelb und extrem selten in dieser Form. Er war groß wie ein Apfel aus Großmutters Garten und fast genauso rund. Auf einer Seite dunkler gefärbt, auf der anderen Seite ganz klar. Und in seinem Innern konnte man etwas erkennen. Ein Insekt vielleicht? Ein winziger Pflanzenteil? Oder etwas gänzlich Unbekanntes?

Ebba hob ihn gegen das Licht der aufgehenden Sonne. Und obwohl sie den Zauber schon viele Male erlebt hatte, hielt sie auch dieses Mal den Atem an. Immer wieder war es unbegreiflich, wie aus einem gewöhnlichen Stein etwas so Wunderschönes werden konnte. Es war der Blick in eine unbekannte Welt: Wirbel, Linien und Schlieren wie in Strömen goldgelben Wassers, Einschlüsse von Luftblasen und dann das Wesen, das sich im dunkleren Teil des Steins verbarg.

Würde sie den Stein ihrem Vater bringen, würde sie ein anerkennendes Schulterklopfen bekommen. »Gut gemacht, meine kleine Bernsteinfischerin.« Aber dann würde er ihn den Kontrolleuren geben, und sie würden ihn einschmelzen.

Nein. Diesen Stein würde ihr Vater nicht zu Gesicht bekommen. Den sollte nur Leo sehen. Sie steckte ihn tief in die Tasche ihres Filzmantels und stapfte mit nassen Stiefeln in Richtung der Dünen.

70 mg Sertralin

Wie die urzeitliche Echse im Bernstein braucht Mama es warm. Weil sie sich kaum bewegt, friert sie viel. Papa hat Smarthome-Thermometer angebracht, jetzt sind es ganzjährig 24 Grad. Unsere Gasrechnung ist enorm, aber wir sparen dafür an anderer Stelle. Urlaube, Restaurantbesuche, Kino, Konzerte – wir sparen am Leben.

Ich ziehe also nicht nur meine Winterjacke und die Turnschuhe aus, sondern auch meinen Pullover und meine Socken. Noch während ich lautlos aus meinen Sachen schlüpfe, scanne ich die Lage: Geräusche, Gerüche, Relikte des Tages.

Alles ruhig und friedlich. Durch die angelehnte Wohnzimmertür höre ich Fernsehgeräusche, die Küche sieht aus, wie ich sie am Morgen verlassen habe. Edelstahl und Ceran glänzen matt, nicht der kleinste Krümel auf der Arbeitsfläche. Es ist sehr ordentlich bei uns. Die Dinge haben ihren Platz und werden nur selten berührt oder bewegt.

Ich schleiche ins Wohnzimmer, *Mare TV* läuft, die Folge über den Amazonas. Wir haben sie in der Mediathek abgespeichert, fließende Gewässer entspannen Mama.

Im Wohnzimmer das vertraute Bild: Papa im Sessel, mit dem Rücken zur Tür, seine wenigen Haare stehen in alle

Richtungen ab. Mama auf der Couch, unter der Wolldecke, mit geschlossenen Augen, vielleicht schläft sie, vielleicht dämmert sie, vielleicht lauscht sie aber auch den Aras, ihrem durchdringenden »Arrr-arrr«, und streift durch die unendlichen Sommer des Regenwaldes.

Als er mich hört, dreht Papa den Kopf. »Hallo, Julika.« Er lächelt, und wie jeden Abend zerreißt mir sein Anblick das Herz. Er ist 58 und sieht aus wie 75.

»Wie war's?«, flüstere ich.

»So lala.« Papa räuspert sich leise, erhebt sich, und wir gehen in den Flur. »70 Milligramm Sertralin, 30 Milligramm Mirtazapin«, sagt er. »40 Milligramm Pantoprazol und eine 600er Ibu, weil sie Kopfschmerzen hatte.«

Ich merke mir die Dosierung. Wir sind zu routinierten Pflegekräften geworden, präzise Kommunikation, keine unnötigen Details, die Übergabe kurz halten.

»Hat sie ihren Spaziergang gemacht?«, frage ich.

Papa schüttelt den Kopf.

»Hat sie den Eintopf gegessen?« Gestern Abend habe ich noch bis elf in der Küche gestanden, einen Rinderknochen ausgekocht, Sellerie, Möhren und Kartoffeln in kleine Würfel geschnitten und Lorbeerblätter im brodelnden Sud versenkt.

»Wenig.«

»Du?«

Er wirkt überrascht, als erinnere er sich erst jetzt wieder daran, dass auch er gelegentlich etwas essen sollte.

»Nehme ich morgen mit ins Büro. Du hast auf dem Schirm, dass ich morgen ins Büro muss?« Er tippt mir auf die Nasenspitze, wie immer, wenn er meine Aufmerksamkeit möchte. Bei jedem anderen Menschen würde ich ausflippen, unmöglich, dieses Angestupse im Gesicht. Aber es ist Papa, und seit ich denken kann, tippt mir dieser Papa-Finger auf die Nasenspitze, wenn ich mir etwas aber auch wirklich gut merken soll.

Ich nicke, obwohl ich seinen Büro-Tag völlig vergessen habe. Mist und adieu, meine schönen Nekrophagen, wie gerne hätte ich morgen noch ein bisschen Zeit mit euch verbracht.

Meistens arbeitet Papa in seinem winzigen Homeoffice im Keller, aber alle zwei Wochen muss er ins Büro, Teamtage, Präsenztage. Drei Mal hat er in den letzten Monaten schon gefehlt. Fehlt er noch einmal, bekommt er eine Abmahnung, haben sie ihm erklärt. Die Erkrankung der Ehefrau ziehe sich jetzt ja schon ziemlich lange hin, man habe bisher viel Nachsicht gezeigt, aber man sei ja schließlich auch nur ein Unternehmen, habe Kunden, Fristen, KPIs.

Seitdem bleibe ich an seinen Teamtagen zu Hause. Kein Problem normalerweise, ich nutze die Zeit für Schreibtisch-

Kram: kämpfe mit Excel-Listen, schreibe E-Mails und gelegentlich einen Satz oder zwei für meine Dissertation.

»Tut mir leid, Juli«, sagt Papa.

»Total okay, kein Problem.« Ich bemühe mich um einen unbekümmerten Gesichtsausdruck.

»Ich weiß, das sollte nicht so sein.« Er fährt sich mit seiner Hand übers müde Gesicht.

Da ist es wieder, das schlechte Gewissen. Wie eine Vakuumglocke sitzt es auf unserer Familie. Ständig stellen wir uns infrage, glauben, wir müssten anders, dürften nicht, sollten doch. Aber können nicht.

»Ich kümmere mich um eine Lösung«, verspricht Papa, und wir wissen beide, dass es keine Lösung gibt.

»Ich gehe dann mal hoch?«, sage ich. Frage ich.

»Wir schauen das noch zu Ende«, er nickt in Richtung des Amazonas, »dann bringe ich sie ins Bett.«

Vor Kurzem konnte Mama nur auf dem Sofa liegen, und wir sind froh, dass immerhin das wieder geht, dass sie sich die Treppe hinaufführen lässt, Papa ihr die Haare bürsten und Zähne putzen kann, sie ein bisschen beim Umziehen mithilft. Eine Verbesserung. Und doch ertrag ich es kaum. Alles daran ist falsch.

Oben ein kleiner fensterloser Flur, von dem vier Räume abgehen. Das Bad gleich neben der Treppe, das Elternschlafzimmer nach Osten, mein Zimmer und das meiner Schwester nach Westen. Leni ist nicht da, und wie

jeden Abend, wie jeden Morgen, wenn mich ihre geschlossene Tür anschweigt, überkommt mich die Wut. Ich möchte dagegenprügeln, meine Hand in das dünne Pressholz hämmern, bis es splittert und birst. Sobald ich in meinem Zimmer bin, habe ich mich wieder unter Kontrolle. Meine Wut kommt und geht schnell. Ist heiß und gleißend hell wie brennendes Magnesium.

Ich lasse meine Kleidung auf den Boden fallen und ziehe irgendein T-Shirt aus dem Schrank. *Abikalypse 2018 - nach uns die Sintflut*, damals fand ich das witzig. Damals dachte ich auch noch, ich würde bald ausziehen, wollte mich fürs Sportstudium in Köln, Hamburg und München bewerben und träumte von einem aufregenden Studentenleben. Mit meiner besten Freundin Annalena zusammen in einer 4er-WG. Legendäre Partys und unvergessliche Auslandsaufenthalte - Interrail durch Nordeuropa, Erasmus in Spanien, Praktika in Asien. Monatelang bereitete ich mich zusammen mit Annalena auf die Sporteingangsprüfung vor, schaffte die 3,60 im Weitsprung und verbesserte meine Rolle rückwärts durch den Handstand, am Prüfungstag gelang mir beim Schwimmen sogar eine Bestzeit. Mit dem Abi wurde es knapp, aber als ich auch das in der Tasche hatte, gab es kein Halten mehr. Ich war so was von bereit, das Schneckenhaus meiner Eltern zu verlassen und mein eigenes Ding zu machen.

Aber dann wurde Mama krank, Leni war weg, und es war undenkbar, auch noch zu gehen.

Auf dem Weg ins Bad lausche ich noch einmal in Richtung Erdgeschoss, höre aber nur das entspannte Gemurmel des Fernsehers. Beim Zähneputzen wippe ich von den Hacken auf die Zehen, überlege, was ich morgen zu tun habe, denke an die tote Echse und die Fliegen. Ich wasche mir das Gesicht, betrachte die Frau im Spiegel. Sehe Mamas schöne glatte, braune Haare und Papas stolze Nase. Sehe blaue Augen, die nur ich in unserer Familie habe, und Lenis Kinn. Und ich sehe Erschöpfung.

Lächle doch mal. Schlecht geschlafen, Julika? Du schaust immer so ernst. Meine Kollegen halten mich für mürrisch, was tausendmal besser ist als ihr Mitleid. Ich will nicht, dass sie wissen, was bei uns zu Hause los ist. Im Institut bin ich einfach nur eine Doktorandin der Bernsteinforschung, ein Nerd unter vielen, und meine Arbeit ist mein Safe Space. Gründlichkeit, Scharfsinn, Disziplin, Ausdauer – darum geht es, und darin bin ich gut.

Wenn es zu Hause zu eng wird, flüchte ich mich in meine Bernsteinwelten. Im Gegensatz zu dieser Welt sind sie verlässlich. Was ich dort sehe, ist schon lange vergangen und doch unveränderlich. Was Millionen Jahre fest und sicher war, bleibt es auch, wenn ich mich ihm widme.

Ebba

Ostpreußische Bernsteinküste, 1943

Nicht nur den Himmel und die See hatte der Sturm aufgewühlt, auch der Strand war wie umgepflügt. Schon bald brannten Ebbas Beine, so anstrengend war es, in den schweren, nassen Stiefeln durch den Sand zu waten. Nasse Stiefel konnten bei diesem Wetter den Tod bedeuten. Aber würde sie erst nach Hause gehen, müsste sie Stunden, wenn nicht gar Tage warten, bis ihre Mutter sie wieder rausließ. Außerdem würde sie erklären müssen, warum sie überhaupt ins Wasser gegangen war, und dann würde auch ihr Vater schimpfen und sie bekäme Hausarrest.

Es musste jetzt sein. Leo sollte diesen Stein sehen, und dann würden sie ihn gemeinsam in Sicherheit bringen. Schlimm genug, dass Leo an einem aufregenden Morgen wie diesem nicht zum Strand kommen durfte.

Bernsteinsammeln und -fischen war nur denen erlaubt, die eine Genehmigung besaßen. Ein kleiner, vaterloser Junge störte die jahrhundertealte Ordnung. Da war selbst ein seltsames Mädchen wie sie lieber gesehen als ein Streuner wie Leo. Wer ohne Genehmigung erwischt wurde oder Steine für sich behielt, musste mit einer Geldstrafe von bis

zu 150 Reichsmark rechnen. So viel Geld hatte hier niemand.

Ein Geräusch näherte sich, dröhnend und bebend, diesmal kam es nicht vom Meer, sondern vom Himmel. Ebba hob den Blick und erkannte ein Geschwader Flugbomber, das sich schnell näherte. Sie hatte erst die Hälfte des Strands geschafft und ließ sich, so wie sie es in der Schule gelernt hatten, in den Sand fallen, drückte sich flach auf den Boden und hielt sich die Ohren zu, bis die Flugzeuge verschwanden. Immer häufiger flogen sie jetzt hier entlang, und jedes Mal hämmerte Ebbas Herz wie verrückt, selbst wenn sie schon längst vorbeigezogen waren.

Als sich der Himmel und Ebbas Herz wieder beruhigt hatten, hievte sie sich hoch, klopfte sich den Sand aus dem Mantel und ging weiter. Endlich hatte sie den Strandweg erreicht, und ihre ersten Schritte fühlten sich nun an, als flöge sie in Richtung des Dorfes. Ihr Weg führte sie vorbei an den drei anderen Fischerkaten, die wie hingewürfelt zwischen den Dünen lagen. Kleine, klapprige Holzhäuser mit struppigem Reetdach, umgeben von Netzen und Reusen, die zum Trocknen aufgehängt worden waren. Wer keinen Bernstein suchte, wärmte sich drinnen, flickte Netze oder ging seine Fangbücher durch. Rausfahren würden die Fischer erst später, wenn sich das Meer wieder ganz beruhigt hatte.

Jetzt kam der kleine Kiefernwald in Sicht, ein schmaler Streifen vom Wind zerzauster Bäume, deren knorrige Kronen landeinwärts wuchsen. Im Sommer zogen sich Ebba und Leo oft die langen, spitzen Kiefernadeln aus den Fußsohlen, wenn sie hier barfuß entlangrannten. Es tat nicht wirklich weh, sah aber sehr gefährlich aus.

Hinter dem Wäldchen mündete der Trampelpfad in die Strandallee, die schnurgeradeaus ins Dorf führte. Das Kopfsteinpflaster spiegelte feucht, und Ebba lief jetzt langsamer, um nicht auszurutschen. Die acht mächtigen Pappeln, die die Straße säumten, stakten stumm in den grauen Winterhimmel. Im Sommer, wenn Ebba durch die schattige Allee ins Dorf ging, liebte sie es, dem zitternden Geräusch ihrer langstieligen Blätter zu lauschen. Ein feiner Applaus, der die Dorfbesucher willkommen hieß.

Nun kamen die schmalen, hohen Backsteinhäuser der Handwerker in Sicht. Schuhmacher, Schneider und Uhrmacher waren nicht mehr da, heute boten nur noch der Bäcker und der Metzger ihre Dienste an. Ebba lief weiter, passierte das Gasthaus, das schon seit fast einem Jahr geschlossen war, Wohnhäuser, das flache Schulgebäude und schließlich die alte Feldsteinkirche, bis sie den kleinen Dorfplatz erreichte, um den die herrschaftlichen Häuser der vermögenden Dorfbewohner errichtet worden waren. Die Kirchturmuhre schlug gerade zur vollen Stunde, da erreichte Ebba atemlos das Haus der Familie Buna. Das

prächtigste und größte im ganzen Dorf. Mit seinen drei Etagen, der hellblauen Fassade, dem imposanten Erker und der großen Terrasse schaute es hochmütig auf das Treiben des Dorfplatzes.

Hier lebte Jakub Buna, der angesehenste Bernsteinschleifer der Gegend. Er war Berater an der Bernstein-Manufaktur in Königsberg gewesen, hatte an bedeutenden Kunstwerken mitgewirkt, und sogar eine Schleiftechnik war nach ihm benannt worden – der Buna-Schliff. Obwohl die Produktion von nicht kriegswichtigen Produkten eingestellt worden war, munkelte man, dass Jakub Buna hier in seiner Werkstatt, die sich im Hinterhof seiner schönen Villa befand, im Auftrag hochrangiger Politiker und Offiziere noch immer feinste Schmuckstücke aus Bernstein fertigte – für deren Gattinnen und Geliebte.

Leo lebte mit seiner Mutter im Anbau der Villa, wo sich auch die Wirtschaftsräume befanden. Zum Schlafen teilten sie sich ein kleines Zimmer, direkt hinter der Küche. Es hatte zwar keine Fenster, doch selbst im tiefsten Winter war es hier warm.

Elsbeth zog ihren Sohn allein auf, Leos Vater war unbekannt. Dass die Bunas Elsbeth trotzdem in Stellung nahmen, hatte zu vielen Gerüchten geführt, und in der Schule wurde Leo gehänselt. *Bastard*, *Dämlack* und *Glumskopp* riefen die Kinder ihm hinterher und bewarfen ihn je nach Jahreszeit mit Schnee, Schlamm oder Steinen.

Am Anfang hatte Ebba versucht, ihn zu verteidigen, war aufgesprungen und hatte sich in das Handgemenge gestürzt, um Leo zu helfen. Doch das hatte ihr nur eine saftige Ohrfeige vom Lehrer eingebracht, Gejammer ihrer Mutter, *warum, warum nur konnte sich dit Marjellchen nicht einmal ganz normal benehmen?*, und, was am schlimmsten war, Leo wurde von den Jungs noch mehr verspottet, weil ihm ein Mädchen zu Hilfe gekommen war. Fortan blieb sie stumm, aber in seiner Nähe, erlaubte sich nicht, wegzuschauen, wenn ihr bester Freund gequält wurde, und sann über Rache nach. *Dem Alexei einen Maikäfer in den Kragen stecken. – Dem Fred Krüger blaue Tinte auf die Sitzbank schütten. – Dem Walter Sakutis ein paar seiner blonden Engelslöckchen abschneiden.* Doch dann wurde die Schule von einem Tag auf den anderen als Lazarett benötigt, alle Kinder nach Hause geschickt, und Ebba kam nicht mehr dazu, ihre Pläne in die Tat umzusetzen.

~~~

Mit nassen Stiefeln und durchgefrorenen Gliedern schlüpfte sie jetzt durch den Zaun der Bunas und lief zielstrebig über den Hof in Richtung der Küche. So ungern Leo am Strand gesehen war, so wenig willkommen war ein Fischermädchen auf dem Grundstück der feinsten Leute im

Ort. Ebba öffnete die Küchentür einen Spaltbreit, dann trat sie ein.

Hier in der Küche war es warm, und es duftete, wie es nur bei reichen Leuten riecht – nach frisch Gebackenem, Kaffee und Gewürzen. Leos Mutter stand über den kleinen Küchentisch gebeugt und knetete einen Teig. »Ebba, wie schön, dass du vorbeischaust. Oh, was ist hier passiert?« Sie zeigte auf Ebbas sandige, nasse Stiefel und runzelte die Stirn.

»Gestolpert.«

»Mhm.« Elsbeth zögerte einen Moment, und Ebba befürchtete schon, sie würde sie ausschimpfen. Doch dann befahl Elsbeth schlicht: »Ausziehen, Füße unter den Ofen und eine heiße Tasse Kakao trinken!« Mit einem Augenzwinkern klopfte sie sich die Hände an der Schürze ab.

Ebba tat wie geheißen und setzte sich auf den dreibeinigen Schemel, der neben dem Ofen stand. In der Wärme begannen ihre eiskalten Zehen augenblicklich zu kribbeln. Sie beobachtete Elsbeth, wie sie Milch in den Topf goss, einen zerbeulten Emaillebecher vom Regalbrett holte und einen kleinen Löffel Schokoladenpulver hineingab. Elsbeth bewegte sich in der Küche, als wäre es ein Tanz. Alles sah mühelos aus, elegant und voller Freude. Sie war ganz anders als Ebbas Mutter, überhaupt ganz anders als alle Mütter, die Ebba kannte.

»Wo ist Leo denn?«, fragte Ebba nach einer Weile.

»Kohlen holen, müsste gleich zurück sein.«

Die Bunas hatten immer noch Kohle. Und Kakao. Und Hefezöpfe. Zu Hause gab es nur noch Trockenmilchpulver, das klumpte und klebte an den Zähnen. Bunas Milch hingegen schmeckte fast wie Sahne.

Es polterte an der Tür, und zusammen mit einer eisigen Böe kam ein schwächlicher Junge herein, gut einen Kopf kleiner als Ebba, mit aschblonden Haaren und geröteten Wangen, der schwer am voll beladenen Kohlenkorb in seiner rechten Hand trug – Leo!

Kaum sah er Ebba, ließ er den Korb fallen. »Hast du was gefunden?«, fragte er atemlos.

Ohne ein Wort griff Ebba in ihre Tasche und holte den Bernstein hervor. Vom vielen Drehen, Halten, Reiben war er ganz warm geworden. Behutsam legte sie ihn in Leos offene Hand.

Voller Ehrfurcht begutachtete er den Stein von allen Seiten. »Da ist was drin!«, flüsterte er und hielt den Bernstein gegen das Licht. »Vielleicht eine Spinne. Oder eine Fliege.« Seine Stirn legte sich in Falten, während er genau wie Ebba zuvor am Strand versuchte, den winzigen, dunklen Schatten im Inneren des Steins zu erkennen.

»Aber könnte es nicht auch etwas Größeres sein?«, fragte Ebba und kauerte sich neben ihn. »Ich glaube, es ist der Schwanz einer Maus.«

»Eine Maus?«

Ebba wusste selbst, dass es eine gewagte Theorie war. Doch mit Leo ging das, er machte sich nie über sie lustig, egal wie wirr ihre Haare oder verrückt ihre Ideen waren. Und nur, weil bisher noch niemand eine Maus in einem Bernstein entdeckt hatte, hieß es ja nicht, dass es grundsätzlich keine Mäuse in Bernstein gab.

»Wir wären die Ersten, die eine Maus in einem Bernstein finden.« Leo nickte bedeutungsvoll und blickte dann wieder angestrengt in den Stein. »Oder ist es vielleicht doch eher eine Spinne? Das sind kleine Beine, oder?« Er tippte vorsichtig mit dem Finger dagegen.

»Lasst mal sehen.« Elsbeth wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab und ließ sich den Bernstein zeigen. »Maus oder Spinne«, sie wiegte den Kopf. »Hauptsache, ihr lasst euch mit dem Klunker nicht erwischen. Das ist kein Spiel, ihr beiden, hört ihr? Früher hätten sie euch für einen Diebstahl wie diesen gehängt. Und um ehrlich zu sein«, fügte sie murmelnd hinzu, »die jetzigen Zeiten sind nicht viel besser.«

Ebba und Leo nickten ernst. Wie jedes Kind im Samland kannten sie die Geschichten von den Bernsteindieben. Angeblich mussten die Menschen früher sogar nackt nach den Steinen tauchen, damit sie nichts stehlen konnten – selbst im Winter.

»Legen wir ihn zu den anderen?«, fragte Ebba leise.

Leo nickte.

Noch einen letzten Schluck Kakao, dann schlüpfte sie zurück in ihre nassen Stiefel, und schon rannten sie in geduckter Haltung über den Hof.

Elsbeth wusste, dass es ein Versteck für ihre Bernsteinfunde gab, nicht aber, wo es war. Ihr wäre angst und bang gewesen, hätte sie gesehen, wie Leo und Ebba sich zielstrebig dem Kellerfenster der Bunas näherten. Leo drückte das Fenster aus den Angeln, überprüfte noch einmal, dass die Luft rein war, dann schlüpfen sie nacheinander durch den schmalen Spalt.

Hier unten war es finster, und es roch erdig, aschig, modrig. Während Leo sich im Keller blind zurecht fand und vorausging, brauchten Ebbas Augen einen Moment, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Leo bemerkte ihr Zögern, kehrte zurück und nahm ihre Hand. Er führte sie vorbei am Kohlenkeller und dem Vorratsraum, in dem Eingewecktes, Kartoffeln und bis vor Kurzem sogar noch Geräuchertes lagerten, zu einem Verschlag direkt unter der hölzernen Kellertreppe. An der Rückseite gab es eine kleine Nische im Mauerwerk. Betrachtete man die Wand von vorne, konnte man nichts erkennen. Nur eine schmale Kinderhand passte durch die Lücke, und der Hohlraum dahinter war groß genug, um eine alte Pralinenschachtel mit den schönsten aller Bernsteine zu verwahren.

Verirrte sich doch mal jemand hier hinunter, der alte Buna zum Beispiel, um den Bestand seiner Kohlen zu kontrollieren, oder Elsbeth, um ein Glas eingeweckte Kirschen zu holen, warnte die knarrende Kellertür die Kinder rechtzeitig, sich zu verstecken und in der Dunkelheit unsichtbar zu werden. Dann kauerten sie in der hintersten Ecke so nah aneinandergeschmiegt, dass Ebba nicht unterscheiden konnte, ob es ihr eigenes Herz war, das da so um sich schlug, oder Leos.

Lautlos ließen sie sich jetzt auf die Knie fallen. Durch eine Lüftungsöffnung unter der Treppe drang gerade so viel Licht herein, dass Ebba die Umrisse ihrer Bernsteine erkennen konnte, die Leo aus der Nische geholt hatte. Bevor sie ihren heutigen Fund dazulegten, betrachteten sie ihn noch einmal ehrfurchtsvoll.

»Stell dir mal vor, wie alt der ist«, flüsterte Leo.

»Kann ich nicht, weißt du doch.« Sie hatte schon oft versucht, sich vorzustellen, wie urururururalt diese Steine waren. Aber jedes Mal hatte Ebba Kopfschmerzen davon bekommen, weil dieser Zeitraum unfassbar groß war. Sie konnte daran denken, wie alt ihr Vater war. Wie alt ihre Großmutter war. Vielleicht auch noch, wie alt ihre Urgroßeltern waren, die einst aus einem kleinen Dorf an der Küste Pommerns nach Ostpreußen gezogen waren, angelockt von der fischreichen See und der Hoffnung auf ein besseres Leben hier in Wogoro. Aber ein Stein, der so

alt war wie die Erde selbst, das überstieg ihre Möglichkeiten.

»Wir behalten ihn, bis wir selbst uralt sind«, sagte Leo.

»Einverstanden.« Das konnte sie sich besser vorstellen. Leo mit grauen Haaren, großen Ohren und Falten auf der Stirn. Sie kicherte leise.

»Wir behalten ihn, solange wir leben.«

»Solange wir leben«, schwor auch Leo.

Gemeinsam legten sie den Bernstein in die kleine Holzkiste, verschlossen sie und verstecken sie gewissenhaft in der kleinen Mauernische. Dann traten sie den Rückweg an.

Bevor sie sich am Zaun verabschiedeten, zupfte Leo sie am Mantelärmel. »Ich habe noch etwas für dich.« Er holte ein Stück Kohle aus seiner Hosentasche und reichte es ihr.

»Du bist der Beste!« Ebba strahlte. »Hast du auch Papier?«

Er schüttelte den Kopf.

»Trotzdem danke!« Dann würde sie mit der Kohle eben auf ein Stück Treibholz zeichnen oder, wenn die Mutter es nicht bemerkte, auf eine Diele ihrer Hütte und es sofort wieder wegwischen, wenn sie sich näherte. Ebba würde versuchen, die Umrisse des Bernsteins wiederzugeben und schemenhaft das, was sie in seinem Innern gesehen hatte. Das tat sie immer, wenn sie einen besonderen Stein gefunden hatte. Sie spitzte das Stück Kohle mit einem

Messer und zeichnete die Insekten und Pflanzen, manchmal auch die Bäume, die das Harz hervorgebracht hatten und von denen niemand wusste, wie sie ausgesehen hatten – knorrige Äste, tief zerfurchte Rinde, dichte, stattgrüne Kronen.

Und noch am Abend, als sie auf der harten Holzbank in der Fischerkate lag, ihre Stiefel hinter dem Ofen trockneten, ihre Fingernägel schwarz umrandet von der Kohle und die Ohrfeige ihrer Mutter nicht aufhörte, auf ihrer Wange zu glühen, träumte Ebba von den Bernsteinwäldern. Streifte mit Leo durch kniehohes Gras, ließ Farnspitzen ihre Handfläche kitzeln, und all die erstarrten Mücken, Falter und Schmetterlinge flatterten, tanzten, schwirrten – lebten.

# Hautflügler

Als ich zwei Tage später morgens im Institut ankomme, ist der Echsen-Bernstein verschwunden. Eingeschickt nach Myanmar, wo er im heimatkundlichen Museum ausgestellt werden soll. Die vier Hochkaräter sind ebenfalls abgereist, und im Institut herrscht eine Stimmung wie nach einer guten Party.

Ich beziehe meinen Arbeitsplatz im Labor, öffne meinen Laptop und sehe, dass mein Doktorvater Dr. Sedlmaier mir für 9:00 Uhr einen Termin eingestellt hat.

Neun Uhr ist in zwei Minuten. Ich schlinge meinen Müsliriegel hinunter, verbrenne mir die Zunge am Kaffee und hetze zu seinem Büro, das am anderen Ende des Institutsgebäudes liegt. Sedlmaier sitzt hinter seinem Schreibtisch und sieht auch aus wie nach einer guten Party, posteuphorisch und ziemlich müde. Die Echse hat ihn wirklich glücklich gemacht. Das liebe ich an uns Forschenden: unsere Hingabe, Begeisterung und unseren Mut. Als hätten wir noch nie Rückschläge und Misserfolge erlebt, stürzen wir uns immer wieder aufs Neue ins Chaos und bleiben, bis zumindest ein kleines Licht in die Dunkelheit gekommen ist.

»Das war ganz großartige Arbeit, Frau Lukas«, lobt Sedlmaier mich, kaum dass ich auf dem Stuhl vor seinem

Schreibtisch Platz genommen habe.

»Ich habe doch nur aufgeräumt, also ...«

»Nein, nein, nein«, er schüttelt energisch den Kopf. »Das war eine sehr gründliche und vorausschauende Assistenz. Dr. Brickman hat sein Angebot gestern noch einmal erneuert: Sie können in Oxford am baltischen Bernstein forschen.«

Ich lächle und studiere die Holzmaserung seines Schreibtischs, folge den feinen Linien bis zum nächsten Astloch, das sie wie Strömungslinien umspielen. Eine unangenehme Gesprächspause entsteht, und ich spüre, wie Dr. Sedlmaier mich mustert.

»Frau Lukas, das ist eine einmalige Chance, die Sie wahrnehmen sollten.«

Wieder Stille.

»Für Ihre Dissertation, aber vor allem, um Kontakte zu knüpfen. Sie haben eine vielversprechende Karriere vor sich.«

Ich räuspere mich. Es ist nicht das erste Mal, dass Sedlmaier mir nahelegt, ihn auf eine Exkursion zu begleiten, mich für einen Forschungsaustausch zu bewerben oder an einer Konferenz teilzunehmen. Und noch nie war das Angebot so reizvoll. Brickman sucht jemanden, der den baltischen Bernstein der Oxforder Sammlung untersucht. Die Sammlung ist ungefähr doppelt so groß wie unsere, und ich hätte damit Zugang zu ganz neuen Proben,

die ich für meine Dissertation nutzen könnte. Nichts würde ich lieber tun als sein Angebot annehmen. Diese Steine analysieren, in einer fremden Stadt leben, eine andere Sprache sprechen, neue Menschen kennenlernen und ein ganzes Meer zwischen mir und hier.

Sedlmaier sieht mir jetzt direkt in die Augen. Irgendwas muss ich erwidern, doch ein piepsiges »Vielen Dank« ist alles, was ich über die Lippen bekomme.

»Ich verstehe nicht, was Sie davon abhält. Es geht um Ihre Karriere, Frau Lukas. Es ist wichtig, dass Sie sich vernetzen. Sichtbarkeit ist das A und O in der Wissenschaft. Es geht nicht nur darum, was Sie können. Sie müssen sich auch entsprechend präsentieren.«

»Ich weiß ...«

»Hat es finanzielle Gründe? Ich schreibe Ihnen eine Empfehlung für ein Stipendium oder schaue, ob ich intern Gelder auftreiben kann, es gibt ein kleines Budget für Sonderausgaben.«

Ich schüttele den Kopf. Sedlmaier ist echt nett. Und er muss denken, dass ich entweder total unambitioniert oder wahnsinnig undankbar bin.

»Oxford! Mensch, Frau Lukas, das lässt man sich doch nicht durch die Lappen gehen!«

»Ich denke darüber nach«, erkläre ich und versuche zu lächeln.

Er seufzt und schüttelt frustriert den Kopf. »Kommen Sie denn mit der Analyse unserer Steine voran?«

»Ja«, ich nicke und bin erleichtert, dass wir das Thema Oxford hinter uns gelassen haben. Ich berichte Sedlmaier von meinen Fortschritten in der Dissertation, in der es um einen Vergleich von baltischem und bitterfelder Bernstein geht. Seit dem Fund von Bernstein in einer bitterfelder Kohlemine im Jahr 1969 herrscht ein lebhafter Diskurs zwischen den Wissenschaftlern, ob es sich dabei um Ablagerungen des baltischen Bernsteins handelt, der weit ins Landesinnere geschoben wurde, oder um eine eigene Bernsteinart. In meiner Doktorarbeit vergleiche ich Insektenarten aus beiden Vorkommen. Umso mehr Übereinstimmung, umso wahrscheinlicher, dass der Bernstein den gleichen Ursprung hat. Letzte Woche hatte ich ein eindeutiges Match zwischen einem Paar Kleinschmetterlingen, das mich definitiv weitergebracht hat.

Sedlmaier nickt aufmunternd. »Das klingt vielversprechend, bleiben Sie dran, Frau Lukas.«

Ich bedanke und verabschiede mich. Als ich wieder auf dem Flur stehe, atme ich erst mal tief durch und drücke das aufsteigende Gefühl aus Frust, Wut und Resignation nach unten.

Karolina erscheint am Ende des Flures. Sie ist die zweite Doktorandin am Institut, und so, wie sie mir gerade

entgegenhetzt, hat sie vermutlich den Folgetermin bei Sedlmaier.

**Ende der Leseprobe**